

Alexa Thiesmeyer lebt mit ihrer vielköpfigen Familie in Bonn, wo sie aufgewachsen ist, Studium und Ausbildung zur Juristin absolviert hat und viele Jahre als freie Journalistin und Dozentin tätig war. Seit 1987 schreibt sie Komödien, Bühnensketches und Satiren, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz aufgeführt werden. Sie hat Kriminalgeschichten in verschiedenen Anthologien veröffentlicht. »Melbtal« ist nach »Kottenforst« und »Sonnenblumen zum Selbstschneiden« ihr dritter Roman.

ALEXA THIESMEYER

Melbtal

BONN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Und im Gesang sei dir
ewiger Frühling beschieden,
du waldiges Tal
der strengen Melb!
Inmitten des einsamen Schauders
im hohen Schattenwald ...*

Erste Zeilen eines Gedichts des italienischen Dichters
und Dramatikers Luigi Pirandello, Nobelpreisträger
von 1934, der von 1889 bis 1891 in Bonn lebte

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.de/barbaclara
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-307-9
Bonn Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Vor dreißig Jahren ...

An das kleine Sommerlokal, das Hildegard K. am Rande von Poppelsdorf betrieb, wird sich kaum noch jemand erinnern. Die von wucherndem Grün umgebene Melbbude bestand aus Hütte und Terrasse eines ehemaligen Schrebergartens. Sie befand sich am Ende des Tals zwischen Kreuzberg und Venusberg, nicht weit von der Stelle, wo die Melb in ein Rohr hinabstürzt, um unterirdisch ihren Lauf zum Rhein zu nehmen.

Hildegards Holzbank und ihre klapprigen Gartenstühle waren unbequem, und die Tische mit den fleckigen Resopalplatten wackelten auf dem unebenen Boden, sodass man Bierdeckel unter die Beine schieben musste. Doch bei jungen Leuten war die Melbbude beliebt. Das mochte zum einen an der leicht schmutzigen Urigkeit liegen, den kleinen Preisen und dem reizvollen Gerücht, der Betrieb sei illegal, zum anderen an der fülligen Hildegard selbst und den zornigen Reden, die sie lautstark führte, während sie halbe Hahn oder belegte Brötchen zurechtmachte. Manch ein Abend war so unterhaltsam, als säße man im Kabarett. Man lachte Tränen und wusste nie, ob die haarsträubenden Geschichten erfunden waren oder nicht.

Konnte es zum Beispiel wahr sein, dass zwischen Venusberg und Reuterstraße ein höherer Ministerialbeamter lebte, der seine erwachsene Tochter tagein, tagaus eingesperrt hatte, um sie ganz für sich zu haben? Dass dieses arme Wesen nach Jahren der Sklaverei eines Nachts durchs Kellerfenster entchwunden war und niemals wieder gesehen wurde?

»Uss Neuseeland, sääte, hätt se aanjerofe«, schnaufte Hildegard mit bedeutungsschwerem Blick in die Runde, die an einem warmen Abend Anfang Juni unter dem Wellblechdach der Hütte versammelt war. Ohne die Stimme zu senken, fügte sie hinzu: »Ävve isch sach üsch: Ene Poppelsdorfer Källe es düste jenoeh ... On am Stinke es et do söns och.«

Die jungen Gäste grölten vor Begeisterung. Einige kannten die Geschichte bereits, andere hörten sie zum ersten Mal.

»Hat er ihre Leiche im Keller versteckt? War es Mord?«, fragte ein Jurastudent.

»Hat er sie missbraucht?«, rief ein Mädchen. »Wollte sie fliehen und ihn anzeigen?«

Über Hildegards Nase erschien eine steile Falte. Sie presste die Lippen aufeinander und wandte sich ab. Mehr wollte sie offenbar nicht preisgeben. Doch glaubten die Anwesenden, ein Nicken gesehen zu haben. Hildegards Blicke hatten ohnehin Bände gesprochen.

Wenige Tage später erschien der erste Gast der Melbbude ungewöhnlich früh.

Hildegard war noch damit beschäftigt, Tische und Stühle mit einem feuchten Lappen von den weißen Klecksen zu befreien, die die Vögel hinterlassen hatten, und fluchte leise vor sich hin.

»Wänn isch üsch erwisch, üe Piepmätz ...«

Sie hörte das Knirschen von Autoreifen und sah, wie an dem Kiesweg, der das Lokal mit der Straße »Im Wingert« verband, ein mausgrauer Wagen hielt. Auf der Beifahrerseite stieg ein Mann aus, der einen eleganten schwarzen Hut trug. Vom Inneren des Wagens war nicht viel zu sehen, da die Morgensonne sich in den Fensterscheiben spiegelte. Doch Hildegard hätte schwören können, dass hinter dem Steuer ein zweiter Mann mit Hut saß. Vornehme Kundschaft? Das von Lehm verkrustete, unlesbare Nummernschild passte nicht dazu.

Das Auto verschwand aus ihrem Blickfeld. Hildegard ging in die Hütte hinter die Theke und warf den Wischlappen in die Spülschüssel.

Der fremde Gast näherte sich der Bude mit schwungvollen Schritten. Sie wusste nicht, ob sie ihn schon einmal gesehen hatte. Wenn ja, schien er es darauf anzulegen, dass sie ihn nicht erkannte. Die Hutkrempe ließ sein Gesicht im Schatten und sein Alter im Ungewissen. Die schwarzen Gläser der Sonnenbrille kamen ihr übertrieben groß vor.

»Kaffee und Käsebrötchen«, bestellte der Mann mit fast geschlossenen Lippen.

Normalerweise fing Hildegard mit jedem, der an ihre Theke

trat, ein Schwätzchen an, ein Thema fand sich ja immer, und wenn es nur das Wetter war. Aber dieser Mann hatte etwas Abweisendes an sich, sodass sie keine Lust zum Reden verspürte. Der ist nicht von hier, vermutete sie. Eher aus Norddeutschland. Oder aus dem Ausland. Aber solange er das Maul unter dem kaffeebraunen Schnauzbart nicht richtig auftrat, konnte man es nicht wissen.

Während sie im Halbdunkel der Bude hantierte, stand er gegen den äußeren Pfosten des Wellblechdachs gelehnt. Hildegard bemerkte aus den Augenwinkeln, dass er ihren halbhohen Holzbottich musterte, in dem das Regenwasser bis zum Rand stand. Anschließend schweifte sein Blick hinauf zu dem schadhafte Terrakottakasten mit den roten Geranien, der eigentlich schon längst einen besseren Platz hatte finden sollen, statt so schief auf dem Stapel alter Ziegel zu thronen, aus denen sie eine Feuerstelle mauern wollte.

Nää, diesem Menschen kann es hier nicht gefallen, mutmaßte Hildegard, als sie die Essiggurke halbierte, die das Käsebrötchen ergänzen sollte. Der passt eher in den »Königshof« als unter mein Wellblech. Allein die Sonnenbrille auf seiner Nase hat mehr gekostet, als ich in einer Woche verdiene. Was er da anhat, sieht nach Maßanzug aus, und solche Handschuhe aus sandfarbenem Feinleder kauft er in *Milano* oder *Roma*. Was will der hier bei mir?

»Sie kennen einen Herrn«, brach der Fremde das Schweigen, »dem Sie vorwerfen, seine Tochter nicht korrekt behandelt zu haben.«

Hildegard fühlte, dass sie knallrot anlief. »Datt soll isch jesacht hann?«, schnaufte sie.

»Sie haben ihn in aller Öffentlichkeit eines Verbrechens bezichtigt.«

»Kann misch net erinnere.«

»Tun Sie nicht so scheinheilig«, herrschte er sie an. »In ganz Poppelsdorf pfeifen es die Spatzen von den Dächern! Worauf gründen Sie Ihre Behauptungen?« Die Eiseskälte in seiner Stimme wirkte bedrohlich.

Ein unliebsames Gefühl stieg in Hildegard auf. Sie verscheuchte es schnell. So weit kommt das noch, dachte sie verärgert, datt et Hildejad Schess hätt!

Ihr Gesicht nahm einen trotzigem Ausdruck an. Schließlich waren ihre Vorwürfe gegen den Ministerialbeamten nicht aus der Luft gegriffen. Die Wohnung ihrer Großtante Lena gehörte zum selben Gartengeviert wie dessen Haus. Aus dem zweiten Stock hatte man die Tochter ab und zu in dem ummauerten Garten sehen können, aber niemals ohne ihn. Vor drei Wochen hatte Tante Lena von dort drüben weibliche Schreie und männliches Brüllen gehört. Erst nach Tagen war Lena beim Einkaufen zu Ohren gekommen, dass er angeblich seine Tochter als vermisst gemeldet, aber die Anzeige zurückgezogen hatte, nachdem sich die junge Dame aus Neuseeland gemeldet hätte. Tante Lena hatte ihre Beobachtung und manches, was ihr dazu eingefallen war, niemandem außer ihrer Nichte geschildert. Auf Jedöns mit der Polizei legte sie keinen Wert.

»Sie bringen einen anständigen Bürger in Verruf«, fuhr der Fremde fort. »Das plötzliche Verschwinden seiner geliebten Tochter tut ihm sehr weh. Er ist drauf und dran, Sie wegen übler Nachrede zu belangen. Für Sie wird das teuer, und Ihren Laden müssten Sie dichtmachen. Mit dem Plumpsklo hinter der Hütte haben Sie wahrscheinlich nicht mal eine Gaststättenerlaubnis.«

Hildegard schluckte und fürchtete, dass er es sah.

»Mein Auftraggeber bietet Ihnen einen Versöhnungsbetrag an. Zehntausend Mark.« Er griff in die Innentasche seiner Anzugjacke und zückte seine Brieftasche. »Das ist äußerst großzügig. Sie könnten Ihr Lokal verschönern, bequemere Stühle, eine anständige Toilette ...«

Daher also wehte der Wind. Hildegard atmete tief durch. So viel Geld. Nur dafür, dass sie ihre Zunge im Zaum hielt! Plötzlich wallte Zorn in ihr auf.

»Hürens, Se könne misch net.« Sie warf die Emmentalerscheiben auf die Brötchenhälften, das Curry traf den Serviettenstapel statt den Käse. »Watt isch heh am Vekloppe ben, es Zeässe on Zedrinke. Ävve net minge Schnüss!«

»Überlegen Sie sich das noch mal.«

»Esu wick kütt datt noch!«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

Hildegard nickte und presste die Lippen fest aufeinander, um nicht herauszulassen, was ihr auf der Zunge lag: Rötsch me de

Puckel eronde met dinge vedammpte Jäld! Besser nicht die Beherrschung verlieren, sagte sie sich, Gast ist Gast, und schließlich soll er noch bezahlen. Die Sache mit der Tochter war alles andere als ein Gerücht, so viel war sicher, wenn ihr Schweigen zehntausend Mäuse wert sein sollte. Und mit dem Kerl, der da lässig am Pfofen lehnte und die Brieftasche in die feine Jacke schob, stimmte irgendwas nicht. Auf alle Fälle war sein Schnurrbart falsch. Der saß so schief, als ob er gleich abfiele.

Anders als sonst stellte Hildegard den Kaffeebecher und den Brötchenteller ihrem Gast nicht auf die schmale Theke. In dem Wunsch, zwischen sich und dem Mann möglichst viel Abstand zu schaffen, benutzte sie diesmal ein Tablett und trug es hinaus zu den Tischen.

Das war ein furchtbarer Fehler.

Sie stolperte. Hatte der Kerl ihr ein Bein gestellt? Sekundenlang glaubte sie, das Gleichgewicht wiederzuerlangen, doch ihr Schwung war zu heftig. Wie eine Welle schwappte der Kaffee aus der hochgeschleuderten Tasse, die Brötchenhälften flogen zum Holunder, während das Tablett in ihren Händen hin und her kippte und nur noch ein Zuckertütchen darauf herumrutschte.

Der Länge nach fiel sie hin. Ihre Stirn schlug schmerzhaft auf den Rand des Regenbottichs. Das Tablett schepperte auf den Kies. Sie wollte sich aufrappeln. Aber so schnell ging das nicht. Der Fluch der Pfunde.

Plötzlich sah sie den Mann über sich. Er beugte sich herunter, griff unter ihre Achseln und zog sie ein Stück hoch. Vor ihren Augen schimmerte grünschwarz das Wasser des Bottichs. Es spiegelte ihr verzerrtes Gesicht, als sie versuchte, den Mann wegzustoßen.

»Hau aff, du Dräcksack!«

Mit Händen wie aus Stahl bog er ihre Arme nach hinten. Ihren Kopf drückte er hinunter, tief ins Dunkel des Wassers. Sie bäumte sich auf, strampelte, prustete, geriet dennoch tiefer hinein, die Stirn schon am Grund, die Schultern kalt umspült.

Etwas Hartes, Schweres traf ihren Hinterkopf.

Manfred Neumann war im Melbtal auf seinem Rappen unterwegs. Um das schöne Wetter auszunutzen, war er schon früh den schattigen Weg in der Nähe des Baches talaufwärts getrabt, hatte am Waldrand bei Ippendorf einen Schokoriegel verzehrt und sich die Morgensonne ins Gesicht scheinen lassen. Nun ritt er im Schritt zum unteren Ende des Tals, um in der Melbbude die beste Schorle zu trinken, die er kannte, mit dem Saft einer alten Apfelsorte, die es nirgends zu kaufen gab und die anscheinend nur auf der Wiese neben der Bude überlebt hatte. Er musste erst am Nachmittag wieder zu seinem Ausbilder am Bonner Landgericht, den Vormittag hatte er frei und keine Eile. Während hoch über ihm die Vögel in den Kronen der Baumriesen zwitscherten, verlor er sich in Träumereien.

Der Weg entfernte sich vom Bach. Hinter dem grün und golden leuchtenden Blattwerk tauchte bald das kühle Blau des Schwimmbads auf. Einst hatte dort an einem Teich die obere Melbmühle gestanden, Manfred kannte sie von einem alten Bild. Ein Stück weiter hätte man damals Weinhänge gesehen, bevor man die untere Mühle und das Dorf erreichte, vermutlich eine Straßensiedlung aus fränkischer Zeit. Die Melb war mitten durch den Ort geflossen, an dessen Ausgang man anstelle der zerstörten Wasserburg nun das kurfürstliche Landschloss Clemensruhe bewundern konnte, in dessen Park die Melb die Wasserspiele und den Weiher speiste. Manfred stellte sich vor, dass zu jener Zeit manches Mal ein Reiter hier irgendwo aus dem Wald gekommen war und zu den fernen Türmen der Stadt Bonn hinübergeschaut hatte, vielleicht nicht weit von diesem Pfad, auf dem er selbst sich jetzt den ersten Poppelsdorfer Schrebergärten näherte. Hinter dem Gebüsch linker Hand war bereits ein Teil des Wellblechdachs erkennbar, das zur Melbbude gehörte.

Manfred hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, einige Meter vor der Straße vom Pferd zu steigen, denn sein junger Wallach reagierte oft schreckhaft, wenn Autos oder Motorräder an ihm vorüberbrausten, am schlimmsten fand er den Bus. Diesmal aber gelang es nicht, das Pferd an der gewohnten Stelle zum Stehen zu bringen. Es scheute vor dem linksseitigen Gebüsch und bäumte sich auf. Manfred sah sich gezwungen, den aufgeregten Rappen

am kurzen Zügel stramm Richtung Straße vorwärtszutreiben. Sekunden später wusste er, warum sein Pferd so unruhig war. Jenseits der Büsche knirschte der Kies unter schnellen Schritten.

Er hatte den Bürgersteig fast erreicht, als aus dem Weg zur Melbbude ein dunkel gekleideter Mann auftauchte und auf ein graues Auto zueilte, das am Straßenrand hielt. Offenbar hörte der Mann den Hufschlag, er drehte sich um. Manfred fiel der schiefe Schnurrbart auf. Den Ausdruck des glatten Gesichts unter der Sonnenbrille konnte er nicht deuten. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. Er schüttelte es ab, es kam ihm albern vor. Der Mann stieg ins Auto, das sofort losfuhr.

Der Rappe wurde ruhiger und ließ sich durchparieren. Manfred sprang aus dem Sattel und führte das Tier am Zügel auf den Weg zur Bude. Abrupt blieb er stehen.

Hildegard! Ihr breiter Oberkörper hing wie ein Sack über den Rand des Wasserkübels, aus dem der Kasten mit den roten Geranien ragte. Es schien, als hätte sie keinen Kopf.

Manfred schrie, wie er noch nie geschrien hatte, warf den Zügel des tänzelnden Pferdes über einen Pfosten und raste zum Wasserfass. Zwei Ecken des Blumenkastens hatten sich ins nasse Holz gebohrt. Endlose Sekunden vergingen, bis er ihn herausgezerrt hatte. Er ließ das schwere Ding zu Boden fallen. An den Schultern zog er Hildegard aus dem Wasser und drehte sie auf die Seite.

Ihr Gesicht unter den triefenden Haarsträhnen hatte eine düstere rotbläuliche Färbung, aus Mund und Nase rann eine blasige weiße Masse. Entsetzt ließ Manfred los. Der Körper sackte auf den Kies.

Panik ergriff ihn. Reiß dich zusammen, sagte er sich. Von Reanimation hatte er wenig Ahnung, aber er musste es zumindest versuchen. Mit dem Handrücken wischte er den klebrigen Schaum von Hildegards Mund und Nase. Er fühlte Übelkeit in sich aufsteigen, überwand sich und probierte hektisch eine Mund-zu-Mund-Beatmung, bis er merkte, dass es zu spät war. Er trat einen Schritt beiseite und gab den Krämpfen seines Magens nach. Der zerkaute Schokoriegel landete im Gebüsch.

Manfred stürzte zur Straße und blieb verzweifelt gestikulierend

am Bordstein stehen. Als ein Wagen neben ihm hielt, war er kaum zu einer zusammenhängenden Schilderung in der Lage, doch die Fahrerin verstand das Wesentliche und versprach, zur nächsten Telefonzelle zu fahren und die Polizei zu rufen. Kurz darauf trafen Beamte in Uniform und einige in Zivil ein und füllten das kleine Terrain der Melbbude.

Der große, schmale Rappe schien nun vollends die Nerven zu verlieren und zerrte unruhig am Zügel. Manfred stand mit hängenden Schultern daneben und war kaum ansprechbar. Einem Kriminalkommissar gelang es dennoch, ihm einzelne Satzketten zu entlocken. Er bat ihn, seine Aussage im Polizeipräsidium zu Protokoll zu geben und zu vervollständigen.

Manfred weigerte sich jedoch vehement, in den Dienstwagen einzusteigen, er wollte zuerst das Pferd auf seine Weide am Gut Melb zurückbringen. Der Kommissar hätte ihn lieber sofort mitgenommen, stimmte aber zu, weil der junge Mann ihm versicherte, er würde zum Gutshof nur wenige Minuten brauchen. Sie vereinbarten, dass zwei Polizeibeamte ihn dort mit dem Auto abholen sollten.

In flottem Tempo trabte Manfred über den Fußweg davon, der ihn am Zaun des Melbbads entlang talaufwärts führte.

Zu Manfreds Aussage im Präsidium sollte es nie kommen. Die Polizeibeamten trafen am Gutshof den schweißnassen Rappen ohne seinen Reiter an. Als sie die Strecke, die Manfred geritten war, absuchten, fanden sie unterhalb der historischen Melbbrücke seine Leiche.

Die anschließenden Ermittlungen führten zu der Annahme, dass das Pferd vor irgendetwas gescheut hatte und in Panik bis zur Mitte der Brücke gerast war. Verschiedene Schleifspuren der Hufeisen am gepflasterten Boden ließen erkennen, dass es sich dort mehrmals aufgebäumt und eine enge Wende vollzogen hatte, bevor es die Brücke verlassen und zum Gatter seiner Weide gerast war. Bei einem seiner Sprünge hatte es den jungen Mann vermutlich über die Brüstung in den Abgrund und auf die steinerne

Einfassung des Bachbetts geschleudert. Der Schwung musste außerordentlich gewesen sein, denn die rund fünfzig Zentimeter dicke Brüstung ließ nur an der inneren Kante Abriebspuren am Moos erkennen. Die Frage der Ermittler, ob Fremdeinwirkung eine Rolle gespielt hatte, konnte das Gutachten des rechtsmedizinischen Instituts der Universität nach der Obduktion des Leichnams nicht beantworten.

Auch in Hinblick auf Hildegards Tod wurde zunächst eine Verkettung unglückseliger Umstände vermutet. Bei der Autopsie aber entdeckten die Rechtsmediziner Hämatome an der Stirn, unter den Achseln und an den Armen sowie Einblutungen im Unterhautfettgewebe und der Muskulatur ihres Nackens. Dies alles werteten sie als Hinweise, dass die Budenwirtin gewaltsam in den Wasserbottich hineingedrückt worden war. Der Terrakotkasten hatte es ihr unmöglich gemacht, sich zu befreien.

Die Ermittlungen wegen Mordes gegen unbekannt liefen auf Hochtouren, blieben jedoch ohne Erfolg. Der höhere Ministerialbeamte, den Hildegard mehrfach erwähnt hatte, wurde nicht ermittelt. Hinweise auf andere mögliche Mordmotive führten zu keinem Ergebnis. Auch jenen Mann, den Manfred Neumann seinen Angaben am Tatort zufolge gesehen hatte, fand man nicht.

»Ich rauch ein Dämin.«

»Wie bitte?«

»Werscheihung.« Kurzes Klacken. »Ich hatte meine Zähne nicht drin, das vergesse ich manchmal. Verstehen Sie mich jetzt besser?«

»Einwandfrei«, sagte Freddy und schob den letzten Bissen seines Frühstücks in den Mund. Was für eine beknackte Alte rief ihn da an? Die Stimme erinnerte ihn an die Krähen, die sich manchmal auf der Birke hinterm Haus versammelten.

»Bitte geben Sie mir einen Termin.«

»Wann hätten Sie denn –«

»Ich brauch ihn sofort«, unterbrach sie ihn. »Es ist dringend! Oder haben Sie keine Zeit? Zu viel zu tun?«

Freddy raschelte mit der Brötchentüte, um den Anschein zu erwecken, er blättere in seinem Kalender, von dem er nicht wusste, wo er lag, weil er ihn so selten brauchte. Er hätte ungern zugegeben, dass Detektiv Stieger so gut wie nichts zu tun hatte.

»Sie haben Glück. Ein Klient hat abgesagt«, log er. »Um zwölf ist was frei geworden.«

»Perfekt«, krächzte sie. »So um zwölf herum bin ich bei Ihnen am Kurfürstenplatz. Ich wohne quasi um die Ecke.«

In einer knappen Stunde also. Hoffentlich würde er es bis dahin schaffen, das Büro herzurichten. In letzter Zeit war es nach und nach zur Abstellkammer verkommen.

»Auf Wunsch mache ich auch Hausbesuche«, sagte Freddy schnell. »Heute würde es großartig passen.«

»Lieber nicht. Das wäre zu auffällig.« Sie verabschiedete sich und legte auf.

Sofort ... dringend ... zu auffällig, rekapitulierte Freddy. Die Dame kam ihm reichlich theatralisch vor. Wie eine skurrile Bühnenfigur. Aber es war müßig, darüber zu spekulieren, was auf ihn zukam. Erst einmal brauchte er ein aufgeräumtes Büro.

Freddy blickte auf seine Füße hinunter, die sich kaum bewegen ließen. Auf dem linken lag die Schnauze seines Hundes, die Pfoten drückten auf die Zehen des rechten. Murmelrunde braune Augen schauten zu ihm auf. *Erst ich!*

»Billy, du kommst später dran.« Freddy zog die Füße weg. Die Pfoten setzten nach. »Später, Billy. Wenn ich den Auftrag habe.«

Denn ganz offensichtlich winkte da ein Auftrag! Und damit etwas Geld! Die Freude erfasste Freddy wie eine Windböe, ließ ihn durch die Küche tanzen und wirbelte ihn über die Holzdielen, vorbei am Hund, der mit angelegten Ohren in den Flur schoss. Eine Drehung schleuderte Freddy gegen den Türrahmen. Zwei Atemzüge lang schwindelte ihm, dann kam der Schmerz. Egal – endlich eine Klientin! Die erste seit Monaten. Wie hieß sie überhaupt? An einen Namen konnte er sich nicht erinnern. Sie hatte gesagt, sie wohne in der Nähe. Wenn sie mit ihm zufrieden wäre, könnte ihn das weiterbringen. Im Idealfall hatte sie einen großen Freundeskreis, womöglich Bekannte in der ganzen Stadt, nicht nur in diesem verschlafenen Viertel, wo man nichts weniger brauchte als einen Privatdetektiv – von den paar Fällen abgesehen, bei denen es darum ging, untreue Ehepartner zu observieren, die es auch hier, in der bevorzugten Wohnlage am Rande des Kottenforstes, gab. Mit etwas Glück könnte diese Klientin sein Blatt wenden.

»Guter Mond, du gehst so stille ...« Singend trug Freddy das Bügelbrett mitsamt dem Bügeleisen aus seinem Büro hinüber in die Küche. Lieber hätte er etwas von Elvis geträllert, doch sein Hund pflegte alles außer Abendliedern mit lautem Jaulen zu begleiten, was schwer auszuhalten war.

Die Küche leuchtete im Sonnenlicht, das durchs geöffnete Fenster fiel, wie ein romantisches Stillleben. Der Holzboden hatte die Farbe von Honig angenommen. Von draußen erklang das Geräusch eines sich nähernden Wagens. An dieser Seite des Kurfürstenplatzes kamen mitten am Vormittag nur wenige Fahrzeuge vorbei, sodass Freddy unwillkürlich hinausblickte. Ein Autodach mit einem Taxischild glitt vorüber. Er hörte, wie es ein paar Meter weiter anhielt und sich eine Wagentür öffnete.

Zwanzig nach elf, stellte Freddy mit Blick zur Wanduhr fest. Das konnte sie noch nicht sein. Er trat vom Fenster zurück und überlegte, wo er den Bügelkram verstauen konnte. Billy richtete sich in der Hundehängematte auf und bellte dreimal kurz. *Da ist wer.*

»Hallo Herr Stieger, sind Sie das?«

Die Krähe. Sie musste eine andere Zeitrechnung haben. Über dem Dunkelgrün des Efeus, der rund ums Fenster wucherte, tauchte eine Wolke aus gelocktem weißen Haar auf. Knochige Finger mit perlmuttern schimmernden Nägeln winkten ihm zu. Brillantenfeuer blitzte auf.

Freddy schob das Bügelbrett in die Nische neben dem Küchenschrank und nickte der kleinen Gestalt zu, die, ganz in Schwarz gekleidet, jenseits der Fensterbank durch eine in Schmetterlingsform geschwungene Brille übers Blättergewirr äugte. Unter einer schmalen Hakennase lächelten zwischen Furchen und Fältchen strichdünne rote Lippen. Das Gesicht wurde flankiert von fein gearbeitetem Goldschmuck, der von langen Ohrläppchen baumelte.

La mama einer Sippe gefürchteter Mafiosi, schoss es Freddy durch den Kopf, Herrscherin über ein Heer skrupelloser Enkel und Urenkel. Ein paar italienische Ausrufe hätten ihn nicht verwundert.

»Einen Detektiv stellt man sich viel größer vor und nicht mit Bügeleisen!«

Freddy blickte an sich herunter. Das Hemd war knittrig, und am Bauch ... das waren wohl Tomatenflecken.

Die alte Dame wandte dem Fenster den Rücken zu, die weiße Wolke verschwand, und das Rappeln leichter Räder erklang. Sie schob einen Rollator über das unebene Pflaster vor dem Haus. Aus dem Einkaufsfach des Gefährts ragten die Henkel einer schwarzen Lackledertasche, die soliden Wohlstand ausstrahlte.

Freddy klemmte das Eisen zwischen Toaster und Mixer ins Regal und schob seine Füße in die Schlappen, die vor dem Küchensofa standen. Im Vorübergehen warf er einen Blick in den Spiegel an der Garderobe. Dass er etwas schwächling wirkte, störte

ihn selten, aber der Meckischnitt seines Haars schien ihm nun zu frech, zu wenig seriös. Und war sein Gesicht nicht viel zu jugenhaft für einen Detektiv, zu dem eine ältere Person Vertrauen fassen sollte? Die kreisrunden Brillengläser in der blassgoldenen Metallfassung erinnerten sie womöglich an *linke Vögel*, wie seine Großmutter sich ausgedrückt hätte.

Er grinste seinem Spiegelbild zu, zog die Haustür auf und half der Dame, das Wägelchen über die Schwelle zu hieven. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie in die Küche zu bitten – das Büro wäre frühestens in einer halben Stunde vorzeigbar gewesen.

Der Rollator krachte gegen die Flurkommode, kollidierte mit dem Eichenbalken am Durchgang zur Küche und verhakte sich an den Streben des Korbsessels.

»Bisschen eng, Ihr Häuschen, Herr Stieger.«

Billy knurrte, als das Fahrzeug neben seiner Hängematte parkte und die Handtasche an seiner Nase vorbeischwankte.

»Im Büro sind die Handwerker nicht fertig geworden«, erklärte Freddy.

Leider war auch die Küche nicht fertig geworden. Neben dem Herd türmte sich das Geschirr von zwei Tagen und verströmte den Geruch alter Essensreste. Freddy hätte längst gespült, wenn die Sache mit Birgit ihn nicht so fertiggemacht hätte. Meistens war sie es, die spülte, und er trocknete ab, aber gestern Abend hatte nichts mehr geklappt, alles war im Blitz und Donner böser Worte untergegangen. Wie es so weit hatte kommen können, war ihm schleierhaft.

Die alte Dame sah sich lächelnd um. »Als ich Studentin war, sah es bei mir noch schlimmer aus.«

Das musste hundert Jahre her sein. Die unsicheren Schritte, die schiefe Haltung des gekrümmten Rückens und ihre brüchige Stimme legten nahe, dass sie uralte war. Aber die Augen, die Freddy hinter den Brillengläsern entdeckte, kamen ihm Jahrzehnte jünger vor. Die Iris leuchtete in erstaunlichem Blau, der Farbe von Vergissmeinnicht. Er konnte seinen Blick kaum losreißen. Sie schien es zu bemerken.

Freddy beeilte sich, den Korbsessel von den Zeitungen der letzten Tage zu befreien, doch seine Klientin versank bereits im

durchgesehenen Polster des Küchensofas. Hoffentlich würde sie ohne ärztliche Hilfe wieder herauskommen.

»Sie werden es nicht glauben, aber ich war mal eine bildhübische Frau.« Sie seufzte. »Für alle Zeiten vorbei.«

Er warf die Zeitungen zu Boden, ließ sich auf dem Sessel nieder und behauptete, sie sehe immer noch hervorragend aus.

Sie lächelte nachsichtig, als habe sie Verständnis für sein hohles Kompliment. »Das Alter hat Vorteile, Herr Stieger.«

»Natürlich«, erwiderte Freddy und dachte an Zahnprothesen, Inkontinenz und Schwerhörigkeit.

»Wenn man alt ist, kann man sich manche Dummheit erlauben«, fuhr sie fort. »Und alle haben dafür ein Lächeln.«

Unwillkürlich lächelte auch Freddy. Wie meinte sie das? Beihilfe bei der Bluttat ihres Liebingsenkels und ab und zu ein Meineid vor dem Schwurgericht?

»Ich habe mich entschlossen, in ein Seniorenheim zu ziehen.«

Freddy lehnte sich zurück, erleichtert und zugleich enttäuscht, dass der Hauch von Mafia sich so schnell verflüchtigte. Seniorenheim! Ach je.

»Ich habe an das ›Haus am Wald‹ auf dem Brüser Berg gedacht.« Die alte Dame strich den Rock über ihren Knien glatt. »Hübsche Apartments mit Balkon, freundliche Atmosphäre. Ich bin dort angemeldet.«

»Ich beglückwünsche Sie.«

Die Augen hinter der Schmetterlingsbrille wurden schmal. »Ob Glückwünsche angebracht sind, muss sich erst zeigen. Was glauben Sie, warum ich hier bin, Herr Stieger?«

»Sagen Sie es mir«, schlug Freddy vor. Er stand auf, um etwas zum Schreiben zu holen.

»Eine meiner Bekannten ist dorthin gezogen. Und gestern Abend lag sie tot auf dem Bett. Mit noch nicht mal dreiundachtzig Jahren.«

»Ist nicht so ungewöhnlich, in dem Alter zu sterben«, rutschte Freddy heraus.

»Reden Sie keinen Unsinn«, herrschte sie ihn an. »Meine Bekannte war kerngesund, seit sie das Rauchen drangegeben hatte. Zwei Herzinfarkte, ein Schlaganfall und täglich neun ver-

schiedene Pillen – was heißt das schon? Bei mir sind es elf.« Sie schob einen knittrigen Papierfetzen über die Tischplatte. Darauf stand, mit blauem Kuli zittrig geschrieben, ein Name. »Erika Frost. Ich erfuhr es heute Morgen in der Herzsportgruppe.«

Freddy nahm den Zettel in die Hand. »Was wünschen Sie von mir, Frau ...«

»Da fragen Sie noch? Ermittlungen – das ist es, was ich will! Bevor ich einen Fuß in das ›Haus am Wald‹ setze, muss ich wissen, was da los ist.«

Völlig verrückt, dachte Freddy. Zweiundachtzig war doch ein schönes Alter. Von dem ›Haus am Wald‹ hatte er in der Zeitung gelesen, es war ein ziemlich teures Seniorenheim in ruhiger Lage am Rande des Kottenforstes. Was sollte da nicht stimmen?

»Ich bin Juristenwitwe, ich weiß, wovon ich rede«, sagte sie, als hätte sie seine Gedanken erraten. »Wissen Sie nicht, was vor einigen Jahren in einem Heim in der Bonner Umgebung passiert ist?«

Freddy erinnerte sich dunkel: Eine Altenpflegerin hatte pflegebedürftige Patienten getötet. Der Fall war wochenlang durch Presse und Nachrichten gegangen.

»Ihre Bekannte war doch kein Pflegefall?«

»Um wehrlos zu sein, genügt es, dass man alt ist. Wahrscheinlich ist so etwas schon hundertmal vorgekommen. Unter Verbrechen sind Nachahmungstaten gang und gäbe, man kann sich nicht ständig was Neues ausdenken.«

Freddy dachte weniger an Verbrecher als an die anstehende Reparatur seines Deux Chevaux. Selbst wenn er Glück hätte, würde sie ihn dreitausend Euro kosten, hatte Herr Becker von der Werkstatt gesagt. Freddy's aktueller Kontostand betrug neunzig Cent. Was er in seiner Zwanzig-Stunden-Woche am Verkaufstand von Neles Biohof verdiente, reichte nicht für Extraausgaben dieser Größenordnung. Er hatte damit gerechnet, die fahruntüchtige Ente verkaufen zu müssen. Aber jetzt ...

Die alte Dame zog die Lacktasche auf ihre Knie, die sich spitz unter dem Samtstoff abzeichneten. Sie öffnete die goldfarbene Metallschließe, und auf dem geölten Holz der Tischplatte erschienen drei glatte hellgrüne Geldscheine. Ein Zehntel der

Reparaturkosten. Zwei Finger, die zusammen fünf goldene Ringe trugen, blieben auf den Scheinen liegen. »Sie haben nicht zufällig einen Bekannten oder Verwandten im ›Haus am Wald‹?«

»Warum fragen Sie?«

»Sonst fallen Sie dort womöglich auf.«

»Aber nein. Ich habe meine Tricks.«

Sie sah ihn streng an. Aus Vergissmeinnicht wurde Stahl. »Also haben Sie niemanden dort.« Sie schien nachzudenken. »Vielleicht wäre es klüger, nach einem anderen Detektiv zu suchen, jemandem, der Verwandtschaft im ›Haus am Wald‹ hat.«

Freddy hatte das blöde Gefühl, dass seine Augen sich gleich mit Tränen füllen würden. Billy hob den Kopf. Sein braun-weißes Beagle-Mix-Gesicht wirkte besorgt, als bange er um sein Futter. Beim Blick in die tiefbraunen Augen des Hundes kam Freddy eine Idee.

»Sie haben mich missverstanden«, erklärte er. »Ich schalte meine Mitarbeiterin ein. Sie hat dort jemanden.«

»Eine Mitarbeiterin haben Sie? Das hätte ich nicht gedacht.« Die alte Dame ließ ihren Blick durch die Küche wandern, als fragte sie sich, ob die Mitarbeiterin nicht mal aufräumen könnte. »Wie heißt sie?«

»Sie arbeitet inkognito. Ich hoffe, Sie verstehen das.«

Sein Gegenüber zog die Augenbrauen zusammen. »Ob sie bis Mittwoch etwas herausbekommt? Diskret natürlich und ohne meinen Namen zu nennen.«

»Aber sicher.« Jetzt erst fiel Freddy auf, dass sie sich nicht vorgestellt hatte. »Wie ist denn Ihr Name?«

»Gräfin ...« Ihre Augenlider zuckten. »Das tut nichts zur Sache. Sagen Sie einfach Maria zu mir.«

Ihre Finger lösten sich von den Geldscheinen. Sie stemmte sich in die Höhe, stützte sich auf den Tisch, dann auf die Handgriffe ihres Rollators und winkte zum offenen Fenster. Freddy sah einen dunkelhäutigen Fahrer neben dem Taxi stehen.

»Ich komme morgen um halb drei. Nach dem Mittagsschlaf.« Sie rappelte mit ihrem Wägelchen in den Flur.

Freddy nahm die Scheine vom Tisch, eilte hinterher und half

ihr, die Stufe zur Straße zu überwinden. Als sie ihm die Hand reichte, traf ihn ein Blick, der an einen Raubvogel erinnerte.

»Und bitte keine Tricks, denken Sie daran.«

Freddy sah ihr nach, bis sie auf dem Beifahrersitz des Taxis saß. Am Vorgarten gegenüber strich Frau Wildhuhn, die korpulente alte Dame, die seit ein paar Monaten in dem Haus ihrer verstorbenen Schwester wohnte, mit grüner Farbe ihren Zaun. Ihr zartgrauer Dauerwellenkopf nickte zu ihm herüber. Das Taxi bedachte sie mit einem neugierigen Blick.

Die Gräfin hatte nicht gefragt, ob ihm die Uhrzeit passte, fiel Freddy auf. Vielleicht wusste sie, dass es keine anderen Klienten gab. Womöglich hatte sie ihn deshalb ausgewählt. Musste ihn das stutzig machen? War es beunruhigend? Die Scheine in seiner Hand knisterten. Ach was! Der Auftrag war ungewöhnlich, aber doch ein Glücksfall.

Richard betrachtete seine neuen Wildlederschuhe mit einem Seufzen, bevor er seine Füße hineinschob. Pilar trat hinzu und sah es auch: An der Ferse des linken Slippers klaffte ein Loch.

»Fällt kaum auf«, meinte sie.

»Gib bitte endlich die Anzeige auf, Pilar«, sagte Richard, als er seinen Fahrradhelm aufsetzte.

Sie nickte. Lieb von ihm, dass er niemals schimpfte, wenn wieder etwas kaputt war. Es war ja auch schon besser geworden. »Hoffentlich meldet sich jemand Nettos.« Pilar schluckte.

»Wir finden bestimmt jemanden, der sie abgöttisch liebt«, versicherte Richard. »Aber ich bin mehr für Katzen.«

»Ich kümmere mich heute drum.« Pilars Stimme klang belegt.

Richard strich ihr mit seiner großen Hand tröstend über die Locken, die sich in dunkler Fülle über Stirn und Ohren kringelten. »Mach dir nicht so viele Sorgen um die zwei.«

Pilar blickte auf die beiden schwarzen Hunde hinunter, von denen die Rede war. Nachdem sie lange miteinander gebalgt hatten, dösten sie nun friedlich in ihren Plüschbetten und hoben nur

kurz die Köpfe, als Richard die Haustür öffnete und hinausging, um sich aufs Fahrrad zu schwingen und zum Büro zu fahren.

Von der Straße drangen laute Geräusche herüber. Pilar streckte den Kopf aus der Tür. Nebenan wurde ein Lastwagen entladen. Mehrere Arbeiter schleppten vorgefertigte Holzteile verschiedener Form und Größe, Säcke mit Steinen sowie umhüllte Ballen, aus denen Gräser und Koniferen herauschauten, zur Garage der Nachbarn. Bei Winterschritt die Anlage des japanischen Gartens offenbar mächtig voran, nachdem in der letzten Woche bereits ein leicht hügeliges Gelände und ein gewundener Wasserlauf entstanden waren. Die Hunde schienen der Lärm nicht zu stören.

Die Sache mit der Vermittlungsanzeige hatte Pilar hinausgezögert, das war nicht recht. Dass Tajo und Toledo nur vorübergehend bleiben sollten, war von Anfang an abgesprochen. Und natürlich war es kühn gewesen, gleich zwei Tiere aufzunehmen, als man mit der Bitte an sie herangetreten war, einem armen Hündchen aus Andalusien, der Heimat von Pilars verstorbenem Vater, eine Pflegestelle zu bieten. Die beiden waren als Welpen im Schutt eines Müllcontainers gefunden worden, weggeworfen wie Abfall, dem Hungertod nahe. Eine Tierschutzorganisation aus der Stadt Huelva hatte ihr Fotos geschickt, die der ganzen Familie die Tränen in die Augen getrieben hatten. Die beiden Kleinen, die damals nur Haut und Knochen gewesen waren, hatte Pilar an Ostern als quirlige Burschen von je fünfundzwanzig Kilo am Flughafen in Empfang genommen. Nun tobten sie hier Tag für Tag herum. Schuhe und andere Dinge, die man noch brauchte, interessierten sie mehr als Kauknochen, aber von diesen Vorlieben abgesehen waren sie äußerst nette Kerle. Doch Richard wollte keinen Hund als dauerhaften Hausgenossen, und Goethe, der getigerte Kater, wollte es noch weniger. Wenn er nicht draußen war, hielt er sich überwiegend auf einem der Schränke auf und bäugte das ungestüme Brüderpaar mit Misstrauen.

Richard war heute später ins Ministerium gefahren. Nach ihrem gemeinsamen Frühstück war die Kaffeekanne nun leer. Da er aus dem großen Becher mit der Aufschrift »PAPA« trank und Pilar die bedeutend kleinere »MAMA«-Tasse benutzte – beides Weihnachtsgeschenke ihrer Söhne –, hatte Richard mal wieder

den Löwenanteil des Kaffees zu sich genommen. Pilar entschied, dass sie mehr davon brauchte, bevor sie sich zum Arbeiten an ihren Schreibtisch begab, und lud die alte Maschine aus vergilbtem Kunststoff erneut mit Filtertüte und Pulver. Kaffeeduft zog durch die Küche, und es blubberte gemütlich.

Von draußen drangen andere Geräusche herein: das Quietschen einer Fahrradbremse, das Klappern eines Schutzbleches auf dem Plattenweg vor dem Haus. Tajo und Toledo liefen erwartungsvoll zur nagelneuen Kiefernholztür, die Richard und Pilar vor Kurzem angeschafft hatten. In der oberen Hälfte befand sich ein Fenster, durch das man die Köpfe der Besucher wie in einem Bilderrahmen sah. Jetzt erschien darin eine braune Meckfrisur über einer Metallbrille mit runden Gläsern.

Freddy, der alte Freund. Wieso um diese Zeit? Sie hatte die Werkzeuge bis nachmittags für unantastbar erklärt, die gehörten ihrer Arbeit, und er wusste das! Mit leichter Verärgerung ging Pilar auf die Tür zu, brauchte sie aber nicht aufzumachen, das hatten die Hunde schon besorgt. Das Öffnen von Türen gelang ihnen erstklassig, vor allem beim Kühlschrank.

»Morgen, Pilar.«

Freddy hielt in Siegerpose eine Flasche hoch. Sekt! Gab's was zu feiern? Wurde sein vor zwanzig Jahren verweigertes Staatsexamen nachträglich für bestanden erklärt?

»Ich habe eine –« Den Rest verschluckte das Scheppern des Müllwagens.

»Hallo Freddy, komm rein«, sagte Pilar. »Du hast eine was?«

»Eine Klientin!«

»Komisch«, entfuhr es Pilar.

»Eine Gräfin aus Röttgen. Mindestens hundert Jahre alt.«

»Wie heißt sie?«

»Maria.«

»Maria was?«

»Irgendwas. In unserem Dorf wird's nicht viele Gräfinnen geben.«

»Steht der Name nicht in eurem Vertrag?«

»Ich – sie hat schon bezahlt. In bar.«

»Ohne ihren Nachnamen zu nennen?«